



Damit die Städte nicht noch trostloser werden, braucht es neue Ansätze.

GORAN BASIC / NZ

Raums zeigen. In den Städten macht sich eine Sehnsucht nach dörflicher Ruhe bemerkbar, die im Kontrast zur klassischen Intensität des Stadtlebens steht. Das hat mit der neuen Anziehungskraft der Städte zu tun: Gesucht sind dort gute Steuerzahler mit hohem Lebensstandard, die auch in der City nicht auf ihre Ansprüche verzichten wollen. Doch diese sind oft widersprüchlich: Man schätzt die coolen Klubs und den netten Blumenladen, doch nur solange die Beats nicht ins eigene Wohnzimmer dringen und die Rosen per Velo angeliefert werden.

Mit welcher Detailtreue sich die städtischen Behörden um die Konfliktvermeidung überempfindlicher Bewohner kümmern müssen, zeigt das Reglement zur Bekämpfung des Betriebs- und Wohnlärms in der Stadt Bern: Mit der Pedanterie eines schlechtgelaunten Hauswirts werden die Bewohner dazu angehalten, Läden, Türen, Garagentore und Wasserleitungen «so zu unterhalten und zu benutzen, dass Mitbewohner und Nachbarn besonders in ihrer Nachtruhe nicht gestört oder belästigt werden». Selbst Anweisungen zur Vermeidung unnötigen Lärms «bei der Handhabung von Milchkannen und Kehrichtkübeln» sind vorhanden. Musik- und Maschinenlärm sind ohnehin ein rotes Tuch. Erst vor kurzem hat auch das Bundesamt für Gesundheit mit einem Verordnungsentwurf im Bereich des Lärmschutzes für Alarmstimmung unter Wirten und Kulturveranstaltern gesorgt. Das Regelwerk würde unvermeidlich prohibitive Effekte auf das Musikangebot und das Klubleben haben.

Längst nicht alle Bestimmungen dieser Art sind neu, doch sie geben inzwischen den Takt vor: Die Stadt gilt nicht länger als Ort, in welchem eine gewisse Ruhe- und Rastlosigkeit dazugehört. Lärmklagen nehmen überall zu, obwohl die Grenzwerte laufend sinken. Gleichzeitig stösst in der Bevölkerung die bauliche Weiterentwicklung auf Widerstand, sofern es nicht gerade um Grünflächen oder bezahlbaren Wohnraum geht. In Zürich steht das Dauerdebakel rund um den Stadionneubau für diese Zögerlichkeit. In Bern gehört der städtebauliche Stillstand aufgrund der historischen Bausubstanz zum Courant normal, und selbst in der Architekturstadt Basel führt der stetige Wandel des Stadtbildes bei der Bevölkerung zu Ermüdungserscheinungen. Die Städter sehnen sich nach Idylle.

Zalando entleert die Städte

Zu alledem drohen die Städte als Folge der Digitalisierung auch ihre vorherrschende Rolle als Markt- und Handelsplatz zu verlieren. Während lokale Gewerbebetriebe schon vor Jahrzehnten aus den Innenstädten verdrängt worden sind, trägt nun der Erfolg von Zalando und Co. zu einer Entwertung und Entleerung der Innenstädte bei. Die Folge einer solchen Entwicklung lässt sich in kleinen Städten mit einst regionaler Zentrumsfunktion schon seit Jahren beobachten: Trostlose Schaufenster und Billigläden reihen sich mancherorts aneinander, seitdem die Kundschaft lieber in den grossen Malls und Discountern am Ortsrand einkauft. Aus einst stolzen Städtchen sind so geruhige, aber langweilige Wohnareale geworden. Doch wo die kleine Grenzüberschreitung zum grossen Sündenfall wird, wo die Verwegenheit für neue, möglicherweise unkonventionelle Ansätze abhandenkommt und wo die Lust am Gestalten ohne Wirkung bleibt, droht rasch der Stillstand.

Es ist deshalb höchste Zeit, der drohenden Normierung und Verödung entgegenzuwirken. Die Rückbesinnung auf die Kraft der natürlichen Symbiose zwischen Kunst und Gewerbe tut not. Die gemeinsamen Interessen liegen auf der Hand: Sowohl die Kultur als auch die Wirtschaft benötigen Freiraum und Publikum. Kunst und Gewerbe gedeihen dort am besten, wo das Leben pulsiert und die gesellschaftlichen Kräfte aufeinanderprallen. Wo es nicht mehr knistert, fehlen die Reize und die Kraft zur Erneuerung. Zaghaft realisieren die Akteure inzwischen mancherorts, dass ein Abstieg droht: «Eine Stadt ohne Lärm ist keine Stadt» lautet kurz und bündig der Titel einer Motion, die diesen Herbst in der Stadt Bern von einer überparteilichen Allianz von den Grünen bis zur FDP eingereicht wurde. Ob Musik, kulturelle Anlässe, Kinderspiele oder Sportanlässe – stets würden solche Tätigkeiten als «Lärm» und damit für Unbeteiligte automatisch als gesundheitschädigend eingestuft, reklamieren frustriert die Politiker.

Sie verlangen nicht weniger als die Aufhebung des «Reglementes zur Bekämpfung des Betriebs- und Wohnlärms». Ersetzt werden soll der fünfseitige Erlass durch eine möglichst schlanke Verordnung, bei der der Spielraum innerhalb des kantonalen und nationalen Rechts «maximal genutzt wird». In der Tat: Kultur und Gewerbe würden von einer solchen Gesetzgebung gleichermaßen profitieren, selbst wenn sich einige Frühschläfer und Protagonisten der Stadt-Schickieria ärgern. Nichts spricht dagegen, dass sich die Allianz aus Kultur und Gewerbe auch in anderen Bereichen des städtischen Lebens profilieren: Ladenöffnungszeiten, bauliche und gestalterische Vorschriften, Verkehrsfragen, Zwischennutzungen oder Bewilligungsverfahren – es gibt viel zu tun. «Stadtluft macht frei», heisst ein sprichwörtliches Versprechen aus dem Mittelalter. Gewerbe und Kultur sollten es sich gemeinsam auf die Fahne schreiben. Es würde den Städten guttun.

Vereinigt euch gegen Langeweile in den Städten!

Kulturschaffende und Gewerbevertreter sehen sich in der politischen Arena gerne als Antipoden. Dabei sollten sie sich zusammenschliessen – und gemeinsam dafür kämpfen, dass die Städte nicht vor lauter Verdichtung veröden. Von Daniel Gerny

Selten zeigte sich der Clash der Mentalitäten so deutlich wie bei der Abstimmung über die Billag-Steuer Anfang dieses Jahres: Auf der einen Seite machte sich der Schweizerische Gewerbeverband mit staatskritischem Grundtenor zum wutentbrannten Sprachrohr der SRF-Kritiker, während die versammelte Kulturrelite – meist links unterwegs – mit voller Wucht gegen die Volksinitiative ankämpfte. Zur Debatte stand nicht weniger als der Niedergang der schweizerischen Kultur und Eigenart. Kunst und Gewerbe, so zeigte die mit Abstand gehässigste Auseinandersetzung seit langem, sind auf der politischen Bühne erbitterte Kontrahenten.

Der Dissens ist im Kern auf eine scheinbar einfache Gleichung zurückzuführen: Die Wirtschaft verdient das Geld und bezahlt Steuern, die Kultur gibt die sauer verdienten Mittel via Subventionen wieder aus. Dass sich Künstler nicht für Wertschöpfung und Gewerbetreibende kaum fürs Kulturschaffen interessieren, ist allerdings eine Schlussfolgerung, die sich einfach widerlegen lässt. Schon ein flüchtiger Blick ins Publikum der grossen Theater, Museen und Konzertsäle zeigt, wie populär und breit verankert Kultur ist. Über 70 Prozent der Schweizer Bevölkerung besuchen gemäss Zahlen des Bundesamtes für Kultur (BAK) mindestens einmal im Jahr ein Theater, ein Museum oder ein Denkmal.

Jahr für Jahr werfen Bund, Kantone und Gemeinden knapp drei Milliarden Franken für die Kultur auf, meist mit Unterstützung der Wirtschaft. Ökonomisch ist Kulturbetrieb ein erstzunehmender Faktor: Die Kultur- und Kreativwirtschaft beschäftigte 2013 über 275 000 Personen in rund 71 000 Betrieben. Dass sich eine erfolgreiche Wirtschaft und eine vielfältige Kultur gegenseitig bedingen, schlägt sich nicht zuletzt in den zahlreichen Städte-Ratings nieder, gemäss denen ein qualitativ hochwertiges Kulturangebot zu den entscheidenden Kriterien für die Attraktivität eines Standortes gehört.

Wo die Kultur lebt, gedeiht das Gewerbe – und umgekehrt. Dieses Wechselspiel lässt sich sogar etymologisch herleiten. Wer schweizerische Polit-

Debatten mitverfolgt, würde es oft kaum für möglich halten, doch das lateinische Wort für Bauer, «agricola», und «Kultur» entstammen ein und demselben Begriff: Kultur ist das vom Menschen Erschaffene im Gegensatz zur unveränderten Natur. Ob in den Weltreichen der Antike, im Zuge der Aufklärung oder im 21. Jahrhundert: Kulturelle Beteiligung, Kreativität und wirtschaftliches Fortkommen waren und sind stets die Voraussetzungen für den Erfolg und die Ausstrahlung einer Gesellschaft. Kultur erhöhe die Lebensqualität und steigere die wirtschaftliche Prosperität, so formulierte es Isabelle Chassot, die Direktorin des Bundesamtes für Kultur, am diesjährigen Städtetag. Selbstredend gilt der Grundsatz auch umgekehrt.

Lärmquelle Kehrichtkübel

Umso erstaunlicher, welche Gräben sich zwischen Gewerbe- und Kulturkreisen mitunter auftun, sobald das politische Seilziehen beginnt. Nicht immer geht es so giftig zu wie im Abstimmungskampf um die No-Billag-Initiative, doch ein ähnliches Muster ist auch auf kantonaler und kommunaler Ebene festzustellen: Die Kulturszene ist im linken Lager politisch bestens verankert, während sich das Gewerbe an den bürgerlichen Parteien orientiert. Daran erwachsen Frontlinien: Die wachsende Skepsis im bürgerlich dominierten Umland gegenüber der Beteiligung am kulturellen Schaffen in den links geprägten Kernstädten ist Ausdruck davon. Ob im Aargau, in Schwyz, Zug oder Basel-Landschaft – überall sinkt das Interesse am Kulturlastenausgleich. Die Distanz wächst.

Dabei gewinnt die Allianz zwischen Kultur und Gewerbe vor allem in den grossen Zentren zunehmend an Bedeutung. Mit der baulichen Verdichtung wächst das Konfliktpotenzial in den Städten. Der Drang zur Normierung und der Druck auf Bewilligungsbehörden wächst. Darunter leiden Wirtschaft und Kultur gleichermaßen, wie die hitzigeren werden. Die Debatten über die Nutzung des öffentlichen

Die Stadt gilt nicht länger als Ort, in welchem eine gewisse Ruhe- und Rastlosigkeit dazugehört.